Wiener Brief.

Von **Hugo Bettauer.**

Die erschütternden Zustände in der ehemaligen Kaiserstadt.—Vor und hinter den Kulissen. — Von den entsetzlich hohen Lebensmittelpreisen.—Ueber den sanitären Zustand der Bevölkerung. — Die amerikanische Hilfsaktion.

Wien, 23. September.
XVIII. Wallriesstraße 72.

Die Stadt, aus der ich meinen ersten Bericht den Lesern der „New Yorker Staats-Zeitung" sende, windet sich in Fieberkrämpfen. Nicht seit heute erst, seit fünf langen furchtbaren Jahren ist Wien krank, aber seit dem Kriegsende, seit den Tagen des großen November-Umsturzes, kämpft die Stadt, die einmal der Inbegriff der heiteren Sorglosigkeit war, mit dem Tode. Ich schreibe aus einer Stadt, die nicht leben kann und nicht sterben will.

Ich nehme an, daß man heute in New York von Wien so viel weiß, wie etwa in Wien von New York: nämlich fast gar nichts! Weil der Briefwechsel noch recht spärlich fließt, die Zeitungen unregelmäßig und mit großen Verspätungen eintreffen, und dürftige Kabeldepeschen Einzelheiten aus dem Zusammenhang reißen, aber kein klares Bild ergeben. Ich muß also versuchen, diesen Brief so zu halten, als wäre er die begleitende Schilderung bei einem Spaziergang mit einem Amerikaner, der seit den unseligen Julitagen des unseligen Jahres 1914 nicht mehr in Wien geweilt hat.

Der erste Augenblick, da man eines der großen Hotels verläßt und die Ringstraße betritt, ist verwirrend und irreführend. Großstädtisches Leben ringsumher, die Cafehäuser überfüllt, die Frauen und Mädchen, die langsam den Korso entlang promenieren, schön und elegant wie nur je, ja das Tempo der Straße belebter noch als früher, was Anzahl und Geschwindigkeit der Automobile anbelangt. Und so kann man — wenn man führerlos ist — sich tagelang in Wien aufhalten, ohne das große Leid zu entdecken. Man wird die roten hektischen Flecken auf den Wangen Vindobonas für Zeichen der Gesundheit, das fieberhafte Treiben für Temperament, die schrillen Schreie, die aus der kranken Lunge bringen, für Ausgelassenheit halten. Wehe aber, wenn man hinter die spanische Wand tritt, die die Hotelstadt von dem eigentlichen Wien trennt, wehe, wenn man unter die glitzernde Oberfläche taucht und in den wahren Leib der Stadt dringt! Bald wird man wahrnehmen, daß man in eine Hölle gelangt ist, in ein Massengrab, in ein Inferno! Und man wird entdecken, daß die gefüllten Cafehäuser nur einer dünnen Schicht von Schiebern und Kriegsgewinnern offen stehen, daß die schönen Frauen entweder käuflich sind oder Männer haben, die am Krieg reich geworden sind, daß die einherrasenden Automobile den Mitgliedern der amerikanischen, italienischen, rumänischen, tschecho-slowakischen, jugoslawischen, französischen, englischen, ukrainischen oder polnischen Mission gehören, daß in den vornehmen Foyers der Hotels nicht Vergnügungsreisende in den Klubfauteuils sitzen, sondern heimatslose Flüchtlinge aus dem Osten.

Mischt sich aber der Fremde, der fünf Jahre nicht in Wien war, erst einmal unter die Menschen, verläßt er den Ring und begibt sich in die Vorstädte, dann wird ihm Seltsames geschehen. Auf ja und nein wird er einem Bekannten aus früherer Zeit begegnen und ihn nicht erkennen. Spricht ihn der Bekannte dann an, so wird er ihm verlegen die Hand schütteln, betreten den Blick über die schäbige Kleidung des Mannes, den er als wohlhabenden, lustigen Menschen gekannt hat, gleiten lassen, immer wieder voll Entsetzen mit den Augen an dem schlaffen Leib, den spitzen Backenknochen des einst Ueppigen hängen bleiben und schließlich fragen: „Waren Sie krank, mein Lieber?" Worauf der Wiener antworten wird: „Krank nicht; nur unterernährt bin ich, ich habe vierzig Pfund abgenommen!" Und der Fremde wird weitergehen und feststellen, daß aus den Schulhäusern kleine gelbe Gerippe kommen, daß in allen Straßenbahnwagen ununterbrochen gehustet wird, daß den hübschen jungen Mädchen aus dem Hausausschnitt keine liebliche Fülle, sondern Knochen und Hautfalten schauen, daß fast alle Menschen eine seltsam bleiche Hautfarbe haben und einen verdrossenen, gequälten Gesichtsausdruck, der seltsam unwienerisch anmutet.

Wie gerne möchte ich zum Trost der tausende von New Yorker Lesern, die in Wien teuere Verwandte und Freunde haben, schreiben: Wien ist Wien geblieben, Wien hat sich nach dem Blutrausch wieder gefunden, das Leben beginnt wieder seine geordneten Wege zu gehen, ein, zwei Jahre noch und Wien wird sein, was es war. Aber das hieße der Wahrheit brutal ins Gesicht schlagen! Wien ist nicht Wien geblieben, Wien kann nie mehr werden, was es war, Wien fiebert und ist krank, Wien weint und schreit nach dem Arzt, der es retten kann. Wien hatte vor dem Krieg zwei Millionen Einwohner und war die Metropole eines mächtigen Fünfzigmillionenreiches. Wien hat heute um eine halbe Million Einwohner mehr und ist der unheimliche Wasserkopf eines Kleinstaates von nicht ganz sechs Millionen Menschen, in die aber die eigenen zweieinhalb Millionen eingerechnet sind. Wien kann von diesen außerhalb der eigenen Stadt lebenden dreieinhalb Millionen nicht ernährt werden, Wien hungert, Wien ist arbeitslos, Wien ist in Dunkelheit gehüllt und wird demnächst, wenn die Spätherbstnebel sich von den Alpen herabsenken, grausam frieren. Denn das Furchtbarste ist: Wien und mit ihm ganz Deutschösterreich hat keine Kohlen, bekommt keine Kohlen, kann Kohlen nicht kaufen. Eben, da ich diesen Brief schreibe, windet sich die Stadt in einer furchtbaren Krise. Aus Kohlenmangel mußte der Straßenbahnverkehr eingestellt werden, tot und öde liegen die Straßen da, wer in sein Bureau, ins Geschäft will, muß in dieser räumlich größten Stadt Europas stundenlang zu Fuß wandern. Und niemand weiß, ob in absehbarer Zeit der Verkehr wird aufgenommen werden können, und das Wort Winter erweckt Schaudern und Angst.

An der Kohlennot geht Wien zu Grunde. Die Kohlennot bringt es mit sich, daß nicht gearbeitet werden kann, dadurch ergibt sich die Unmöglichkeit, Ware zu erzeugen und auszuführen, dadurch wieder die entsetzliche, steigende Verminderung unseres Geldwertes und mit eiserner Logik entwickelt sich daraus eine Teuerung, wie sie die Welt noch nicht erlebt hat. Alle wichtigen Lebensmittel stehen noch unter voller Zwangsbewirtschaftung, und im Nachstehenden gebe ich eine kleine Probe der Preise, wobei ich natürlich den Friedenskurs von fünf Kronen für den Dollar annehme, da es ja dem, der hier lebt, weder nützt noch zum Trost gereichen kann, daß in Wirklichkeit der Dollar von heute um ein Vielfaches mehr wert ist.

Rindfleisch: Höchstpreis 5 Dollars per Pfund, Schleichhandelpreis 9 Dollars.

Butter (Nur im Schleichhandel erhältlich.): 12 Dollars per Pfund.

Milch (Nur im Schleichhandel erhältlich.): 1½ Dollars per Quart.

Brot: Amtlicher Preis, 20 Cents per Pfund. (Der Staat zahlt das Doppelte zu.)

Kartoffel: Amtlicher Preis, 25 Cents per Pfund, Schleichhandelpreis, das Doppelte.

Hühner, Enten, Gänse: Durchschnittlich 6 Dollars per Pfund.

Mehl: Amtlicher Preis, 50 Cents per Pfund; Schleichhandelpreis, 2 Dollars.

Bohnen (Nur im Schleichhandel erhältlich.): 1 Dollar per Pfund.

Eier (Nur im Schleichhandel erhältlich): 60 bis 80 Cents das Stück.

Kaffee (Nur im Schleichhandel erhältlich): 12 Dollars per Pfund.

Das wären die Preise für einige der wichtigsten Nahrungsmittel. Eine Mahlzeit aus Suppe, Fleisch und Mehlspeise bestehend kostet in winziger Quantität in einem mittleren Restaurant zwischen 6 und 8 Dollars, eine Tasse Kaffee aus Surrogat hergestellt ohne Zucker und Milch 30 Cents, ein Glas Bier 40 bis 50 Cents. Noch grotesker sind die Preise für Bekleidungsgegenstände: Ein Paar schlechte Herren- oder Damenschuhe 60 bis 80 Dollars, ein Herrenanzug aus schlechtem Kriegsstoff 400, aus gutem Stoff 600 Dollars, ein schwarzer, steifer Hut 40 Dollars, Socken 6 bis 10 Dollars, ein Herrenhemd 40. Das Putzen eines Hemdkragens aber kostet neuerdings sage und schreibe 60 Cents.

Nun hat die unaufhörlich ansteigende Teuerung natürlich auch ein gewaltiges Ansteigen der Löhne und Gehälter mit sich gebracht. Nur daß diese im Durchschnitt auf das Dreifache gewachsen sind, die Preise für alle Lebensbedürfnisse aber um das Zwanzig- bis Vierzigfache, bei manchen wichtigen Artikeln sogar um das Hundertfache! Die Folgen davon sind einleuchtend genug. Das Proletariat hungert, hält sich aber materiell noch aufrecht, indem es alles für das Essen aufwendet und in Lumpen und Fetzen gehüllt, barfuß und barhäuptig einhergeht, die breiten Massen des Mittelstandes, also mehr als die Hälfte der Wiener Bevölkerung, hungert und ist an den Bettelstab geraten, eine dünne Oberschicht, zum großen Teil aus Schleichhändlern, Schiebern und Spekulanten bestehend, kann jede Preisbildung mitmachen, profitiert an ihr, lebt in Saus und Braus, füllt die Theater und Luxus-Etablissements und verführt den Fremden, der nur sie sieht, zum Irrglauben, daß es Wien gut gehe.

Wien hungert. Bei Erwachsenen sind Gewichtsverluste bis zu hundert Pfund nicht selten, ich selbst bin allerdings erst bei 40 Pfund angelangt. Die Schwerarbeiter brechen bei der Arbeit zusammen, in der Zeitung, bei der ich tätig bin, wiederholt es sich täglich mehrmals, daß Setzer vom Hunger überwältigt und ohnmächtig werden, es kommt immer wieder vor, daß Richter eine Verhandlung unterbrechen, weil sie nicht mehr imstande sind, den Ausführungen des Verteidigers zu folgen. Uebrigens werde ich den Hungerzustand mit Ziffern belegen. Proletariat und Mittelstand können sich des Schleichhandels längst nicht mehr bedienen und sind vollständig auf die staatlich bewirtschafteten und rationierten Artikel angewiesen. Nachstehend die Nahrungsmengen per Woche und Kopf berechnet, von der etwa anderthalb bis zwei Millionen Menschen von den zweieinhalb Millionen Bewohnern Wiens leben sollen und müssen:

Mehl, per Woche und Kopf: ¾ Pfund.
Fleisch (und das nicht jede Woche): 3¾ Unzen!
Brot: 2½ Pfund.
Hülsenfrüchte: ½ Pfund.
Kartoffel, unregelmäßig, durchschnittlich ⅓ Pfund per Woche!
Fett (abwechselnd Schweinefett, Oel, Margarine, selten Butter): 3 Unzen per Woche.
Zucker (schwerer, nasser, ungereinigter Rohzucker): ½ Pfund pro Monat.

Damit sind wir fertig! Gemüse und Obst sind im freien Handel erhältlich, natürlich zu enormen Preisen. Aepfel kosten derzeit je nach der Qualität: 60 Cents bis 1½ Dollars per Pfund. Gemüse, wie Kraut und Kohl, sind erschwinglich, können aber ohne Mehl und Fett kaum verwendet werden.

Man kann leicht ermessen, wie es unter solchen Lebensbedingungen mit der Gesundheit der Bevölkerung bestellt ist. Tatsächlich ist Wien durch Lungentuberkulose verheert, gewissenhafte Aerzte behaupten, daß nahezu jeder zweite Mensch und fast sämtliche Kinder tuberkulös seien, und im Februar nahm die Sterblichkeit derartig entsetzliche Dimensionen an, daß die Leichen auch nachts beerdigt werden mußten und hunderte von Särgen in den Leichenhallen tagelang stehen blieben, weil die Totengräber der Arbeit nicht nachkommen konnten.

Das „Problem Wien" wäre schließlich einer phantastisch-grauenvollen Lösung näher gekommen, wenn nicht in letzter Stunde, im März dieses Jahres, als die verzweifelten und hoffnungslosen Massen sich murrend und tobend dem Bolschewismus in die lockenden Arme entgegenwarfen, die Amerikaner auf dem Plan erschienen wären. Vorurteilslos und ohne Byzantinismus muß gesagt werden, daß Wien seine Rettung den Amerikanern verdankt, daß heute zehntausende von Kindern am Leben sind, weil die Amerikaner Kredite gaben, Lebensmittel schickten und die großzügige Kinderhilfsaktion unter der Leitung des Dr. Geist eröffneten. Heute hat jedes Kind in Wien die Möglichkeit bei einer der etwa zwanzig amerikanischen Ausspeisungsstellen einmal täglich eine Mahlzeit ganz oder nahezu unentgeltlich zu bekommen. Diese Mahlzeit enthält nicht viel Fleisch, aber das Brot, das die Kinder bekommen, ist weiß und gut, der Brei enthält Fett, die Suppe ist nahrhaft — das Kind ist vor dem Schlimmsten, dem Hungertod, geschützt.

Aber wie lange wird Amerika diese Wohlfahrtsaktion noch fortsetzen wollen, wie lange werden noch die Fett- und Mehltransporte eintreffen, die wenigstens die Ausgabe der oben angeführten erbärmlichen Hungerrationen ermöglichen? Das sind bange Fragen ohne Antwort, und schon spricht man von Schwierigkeiten bei der Mehl- und Brotabgabe für die allernächste Zeit.

Mr. Hoover hat ganz richtig selbst gesagt und läßt es immer wieder durch seine Funktionäre wiederholen, daß wir nur durch geraume Zeit uns selbst werden ernähren müssen, da schließlich Deutsch-Oesterreich ja auch Bauern und Wien ein durchaus nicht armes Hinterland hat. Theoretisch stimmt das, in der Praxis ist es grundfalsch. Die Bauern in Nieder- und Oberösterreich, in Teilen von Salzburg, der Steiermark und Tirol könnten wohl jetzt, nach Beendigung der Ernte, nach Wien Fleisch und Mehl liefern, aber sie tun es nicht und werden es nicht tun. Aus tiefgehenden sozialpolitischen Gründen, die bei anderer Gelegenheit erörtert werden sollen, herrscht heute ein geradezu fanatischer Haß der Bauern gegen die Stadt, in ganz Deutschösterreich lautet die Parole „Los von Wien!" Die Länder, Bezirke, ja sogar die Gemeinden haben sich gegen Wien hermetisch abgesperrt und es sind Operettenzustände entstanden, die zum Brüllen lustig wären, wenn man über sie nicht weinen müßte, Zustände, die wie Witze anmuten, wenn man sie nicht als Betroffener mehr als Trauerspiel empfindet. Bitte, ich übertreibe nicht: Ein Wiener kann sich heute leichter den Paß und die Einwanderungsbewilligung für Amerika verschaffen, als eine Einreisebewilligung für Salzburg, ohne die er als deutschösterreichischer Staatsbürger nicht die oberösterreichische Grenze passieren darf! Der Wiener, der etwa in Linz zehn Eier kauft, um sie für sein krankes Kind nach Wien mitzubringen, wird eingesperrt, man darf in Innsbruck kein Postpaket aufgeben, ohne es in Gegenwart eines Beamten vorher zu öffnen, und wehe dem, der seiner Frau, die vielleicht nur mehr 80 Pfund wiegt, ein Stückchen Butter schicken wollte! So kommt es, daß ein Braten in einem Wiener Restaurant dreißig Kronen, in Linz aber nur sechs kostet, daß man in Innsbruck billig und üppig lebt, in Wien teuer und elend.

Das sind Zustände, die ein Amerikaner nicht verstehen kann und die auf dem Mangel dessen beruhen, was der Amerikaner unübersetzbar mit „common sense" bezeichnet. Ich bewege mich viel in Gesellschaft von Herren der amerikanischen Mission und habe vergeblich in stundenlangen Gesprächen versucht, ihnen die Situation Wiens begreiflich zu machen. Sie konnten kein Verständnis dafür aufbringen und ihr „ceterum censeo" war immer: „Ihr müßt die Bauern zwingen!" Wie sollen wir aber die Bauern zwingen? Welche Macht hat ein Staat, der ein künstliches unorganisches Gebilde ohne Armee und Zentralgewalt ist? Sollen wir die Bauern reizen und einen Bauernkrieg heraufbeschwören, der mit der Einäscherung Wiens enden würde? Auf solche Fragen konnte ich von den amerikanischen Herren niemals eine befriedigende Antwort erhalten. Sie zuckten schließlich die Achseln und erklärten: „Wir Amerikaner wüßten schon, was zu tun ist."

Wir wissen es aber eben nicht, denn wir sind kein starkes, freies Land mehr, sondern ein Gebilde durch fremden Machtspruch, sind ein Krüppel, dem man die Krücken nicht gelassen hat, dafür aber befiehlt, ohne Anlehnung an den immerhin etwas gesünderen Nachbarn zu stehen und zu gehen.

Um unsere abstrusen Verhältnisse ganz zu begreifen, muß man die Struktur und den Aufbau Deutschösterreichs seit den Umsturztagen des Novembers genau kennen. Man wird dann begreifen, warum die Zentralregierung in Wien machtlos ist und mit verschränkten Armen einer beispiellosen, verhängnisvollen Dezentralisierung zusehen muß, warum sie keine Gewalt über den Bürgermeister von Krumm-Neusiedel hat, warum sie keine Steuern eintreiben kann, warum sie es nicht wagen darf, die Bevölkerung wieder zu disziplinieren und zur Arbeit zu lenken. Doch das Alles soll in einem anderen Brief behandelt werden.

Mein heutiger Bericht ist, wie ich im Rückblick merke, düster und reichlich lebensverneinend. Er ist aus der Stimmung des Tages entstanden, die voll Trauer und Unmut ist. Und doch — eben ziehen durch die stillen verkehrslosen Straßen des Villenvorortes, in dem ich wohne, junge Burschen und Mädeln, sie halten sich umschlungen und küssen sich, sie wandern den weiten, weiten Weg der Stadt zu, ihre Jugend setzt sich über Kohlen-Mangel, Verkehrs-Erdrosselung, Hunger und Teuerung hinweg und sie singen ein Lied mit dem Refrain:

Wien, was ist aus dir geworden,
Wien, wie bist du arm und klein!
Laß das Weinen, laß das Sorgen,
Morgen wird es besser sein!

Vielleicht hat diese Jugend, die sich durch den Schmerz des Alltags nicht unterkriegen läßt und mit ihren halben, Lungenflügeln Lieder singt, recht. Vielleicht gibt es Wege aus dem Dunkel um uns her, die aus dem grauenvollen Heute in ein freundlicheres Morgen führen.

Spartacus.

Novellette von **Paul von Schönthan.**

Es sind etwa zehn Jahre darüber vergangen. Ich lernte damals in Italien einen jungen Bildhauer kennen, einen prächtigen Menschen, strotzend von Kraft und Ehrgeiz, einer von denen, die sich später einmal rühmen, „mit nichts" oder „sehr klein" angefangen zu haben und nun so dazustehen! — Manchem glückt's! Wenigen!

Er führte das an Entbehrungen reiche Leben eines Künstlers ohne Aufträge; die deutschen Maler und Bildhauer in Rom kannten ihn kaum dem Namen nach, denn er wohnte weit draußen, machte nichts mit, lebte ganz für sich, seinem Streben, seinen Studien, Plänen und Hoffnungen, zurückgezogen und sparsam. Ein „Idealist", ein Künstlersonderling, wenn man will. Schon damals beschäftigte ihn der Gedanke, eine lebensgroße Figur des Spartacus zu modellieren, des Siegers von Mutian, der den Caffius schlug. In dem Atelier, das nicht viel mehr war als eine verlassene Scheune, standen Skizzen, Entwürfe und Studien zu dieser Figur umher. In diesem Zeichen wollte er siegen, mit seinem Spartacus wollte er der Welt zeigen, was er vermochte, was in der freiwilligen Einsamkeit, in der Abgeschiedenheit seiner Existenz gereift war. Das war zunächst der Inhalt seines Daseins, der Kern- und Zielpunkt seines Strebens.

Und endlich nach drei Jahren war die Figur des Führers im Sklavenkrieg, des Gladiators Spartacus vollendet: ein schöner, heldenhafter Jüngling in etwas vorgebeugter Stellung ausschreitend, das kurze Schwert in der erhobenen Rechten, ein Held durch und durch. Man erriet förmlich, daß hunderttausend Mann hinter ihm standen, ihm folgten, entschlossen, zu siegen oder zu fallen; ah, es war ein Zug in dieser Figur, Leben und Bewegung! . . .

Man sprach von diesem Spartacus. Man lobte die Figur, und selbst die Künstler nickten bedächtig mit dem Kopfe und urteilten: „Ja, der kann was!"

Aus den glanzvollen Ausstellungsräumen wanderte endlich Spartacus wieder in die Atelier-Scheune zurück. Die Figur hatte Bewunderer gefunden, aber — keine Käufer.

Das alte Lied! Des Künstlers Hoffnungen begannen — kaum beflügelt — allmählich ein wenig zu sinken. Er kam nach Wien zurück, mit seinem Talent und seinem Spartacus, — sonst brachte er nichts mit. Es ging ihm recht knapp zusammen, aber die Jugend erträgt am Ende alles. Eine Zeitlang arbeitete er in dem Atelier eines berühmten Meisters an den Architekturen und Sockelreliefs eines Kriegerdenkmals, um des lieben Brotes willen. Man muß doch leben, man muß, wenn man später einmal berühmt werden will.

Sein edler künstlerischer Tatendrang aber war zum Fasten verurteilt. Wenn er dann in der Dämmerstunde nach Hause kam, setzte er sich vor seinen Spartacus hin, und er erquickte und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er was Großes könne; der Heldenjüngling war sein künstlerischer Hausgötze, sein Um und Auf, der Genosse seiner Einsamkeit, seiner Trauerstunden, die einzige Quelle seiner Freuden.

Aber der Mäcenas, der reiche Kunstfreund, der Käufer ließ noch immer auf sich warten. Ein paar Leute dieser Art besuchten seine kleine, abgelegene Werkstätte und sie lobten die Arbeit, und der eine hätte sie erworben, wenn die Figur in Bronze ausgeführt gewesen wäre, einem andern war sie zu groß, ein Dritter fand sie zu — unbekleidet, und als verheirateter Mann — meinte er — dürfe er seiner Frau und seinen heiratsfähigen Töchtern mit einer solchen Figur nicht kommen u. s. w.

So zerschlugen sich alle Aussichten auf einen Verkauf.

In jenen Tagen traf ich mit einem reichen Mann, einem ehemaligen Geschäftsmann, zusammen, der ledig war, — also ängstliche Rücksichten, wie die zuletzt genannte, nicht zu beobachten brauchte, und den ich für die Plastik interessieren wollte. Ich verfiel darauf, weil er mir bei einer Begegnung auf der Straße mit der Mitteilung entgegenkam, daß er ein paar Tage zuvor auf einer Auktion „wieder einige Bilder" gekauft habe.

Ich erkundigte mich nach diesen Einkäufen und erfuhr, daß es sich um vier Gemälde handle.

„Eines, das größte," sagte er, „ist ein Historienbild: Egmont diktiert sein Todesurteil . . ."

Ich sah den Kunstfreund zweifelnd an. Er wurde unsicher.

„Ich glaube, so heißt es," sagte er, halb fragend.

„Raum!" erwiderte ich.

„Nun ja . . . so ähnlich, bitte Sie, man kommt ja so selten ins Theater . . . aber ich glaube, ich habe mich übereilt, es ist ein trauriges Bild; ich habe es zu spät bemerkt . . . wie ich dann in der Nacht vom Ronacher nach Hause kam und zu Bett ging, da lehnte an der Wand das „Todesurteil" — das ist eigentlich kein Sujet für mich . . ."

„Und die anderen Bilder?"

„Ein Stilleben von van der Meers — Sie wissen ja?"

„Nee — was stellt es vor?"

„Eine alte Frau mit einem schlafenden Kind . . ."

In dieser Weise berichtete mir der Mann über seine jüngsten Bildereinkäufe. Am nächsten Tage fiel mir ein, daß ihm vielleicht der Spartacus gefallen könne, und da ich dem armen Bildhauer gern einen Käufer zugeführt hätte, schrieb ich dem Kunstfreund ein paar Zeilen, in welchem ich ihm die Figur als ein ausgezeichnetes Werk der Plastik — ohne Uebertreibung, bloß nach Gebühr — anpries. Mein Brief blieb fürs erste unbeantwortet. Bald darauf traf ich den Mann im Theater. Er entschuldigte sich wegen seiner Briefschuld und kam selber gleich auf die Affäre der Figur zu sprechen. Es war mir ein bißchen unangenehm, daß er dabei immer von dem Spartacus — mit dem Ton auf der vorletzten Silbe — sprach. Aber was lag daran, wenn er das Ding nur kaufen wollte, welche Silbe er betonte. Er bat mich, den Preis zu ermitteln, und ich begab mich schleunigst zu dem Künstler, um mit ihm darüber zu verhandeln. Er nannte mir zögernd die Summe, deren mäßige Höhe er durch seine momentane Lage rechtfertigte, indem er gleichzeitig zur Bedingung machte, daß eben darum der Verkaufspreis ein Geheimnis bleiben müsse.

Aber mein Kunstfreund fand die Forderung ganz unerfüllbar. Er hatte für den Egmont, der noch dazu sein eigenes Todesurteil diktiert und eine halbe Zimmerwand bedeckt, fünfzig Gulden gegeben und für den „Van der Meers" gar nur neunzig Gulden! — „Man kriegt ja die Bildhauersachen jetzt so billig, besonders in Terracotta", — gab er mir zu bedenken.

Es wurde nichts aus dem Handel.

Der berühmte Gladiator aus Kapua wurde an verschiedenen Orten ausgestellt, in Berlin, in München, in Hamburg, dann gab ihm ein Dresdener Kunsthändler ein paar Monate lang Unterstand, ebenso lange beherbergte ihn ein Berliner Kunstgeschäft, aber ganz ohne Erfolg. — Die Sachverständigen zeigten sich entzückt und rühmten den genialen Zug, die anderen gingen daran vorüber. Dazwischen versuchten einige Personen dem zwischen Hangen und Bangen dahinlebenden Künstler für seine Figur hohe Protektion zu verschaffen, man sprach von Ankauf durch den Staat, durch die Akademie, von der Aufstellung der Figur in einem fürstlichen Schloß, im Park des Prinzen Soundso, aber es waren immer nur sanguinische Aussichten wohlwollender Gönner. Was sollte man denn mit einer zerbrechlichen Gipsfigur anfangen? Ja, wenn mein Freund die Mittel besessen hätte, sie in Metall gießen zu lassen! Aber ach, es klappte doch ohnedies nicht mit dem Gelde. Gegen die Zumutung einer Vervielfältigung in kleineren Dimensionen sträubte sich sein Künstlerstolz, dieses unselige Riff, an dem so viele edle Geister scheiterten. — Der Spartacus sollte Original bleiben, ein Unikum!

Wer vermöchte einem jungen Genie mit praktischen Ratschlägen beizukommen? Sie wissen es besser, diese Märtyrer ihres Künstlerbewußtseins, diese trotzigen Idealisten!

„. . . Mein Freund, wir sind keine Hellenen, sondern ein dürftiges Geschlecht, das kaum genug Kartoffel aus der Erde ziehen kann, das ächzt und stöhnt und den Aufschrei seiner Schmerzen mühsam verhält, unter der Schwere des materiellen Daseins; wer hat Sinn, Bildung und Geld für Kunst, für wahre Kunst noch dazu, für das, was Sie darunter verstehen? Sie wissen: „Das arme Lied muß betteln gehn" und die Kunst auch. Sehen Sie uns an. Schund müßte man schreiben, gemeines, ausgedroschenes Lesefutter für das sogenannte große Publikum, das bringt noch was ein. Kommißbrot braucht die Menge, nicht Pralineebonbons. Machen Sie etwas anderes, um das sich die Leute reißen, das höchstens ein paar Gulden kostet und auf den Ofen gestellt werden kann: „Das erzwungene Gebet", den „Schalk Amor" mit Pfeil und Bogen oder dergleichen; Sie wissen schon, was ich meine — —"

In diesem Tone redete ich auf ihn ein. Er hörte mir schweigend zu, wie man einem zuhört, der's nicht besser versteht. Ich fühlte, wie er mir im Herzen unrecht gab, und daß es ihm nur nicht der Mühe wert war, mich gründlicher zu widerlegen. Er blieb bei seiner Meinung: Es wäre eine Angelegenheit der Menschheit, die plastische Kunst, und sie vor allem zu fördern, zu unterstützen und zu lieben, denn, wenn alles untergegangen und verweht sein wird, werden die steinernen und ehernen Bildwerke Zeugnis geben von unserer Kultur, von unserem Kunst- und Geistesleben u. s. w. Ich hörte ihm zu, wie man einem zuhört, der's nicht besser versteht. Er hatte ja auch recht, gerade so wie ich. Aber meine Ansicht wurde durch die Tatsachen gestützt. Warum bitz denn niemand an, warum wurde denn aus dem edlen Spartacus ein ewiger Ladenhüter?

Seines Schöpfers Träume und Hoffnungen blieben unerfüllt. Es kam, wie ich's vorhergesagt hatte. Und diese Einsicht mochte bei ihm einen heimlichen Groll gegen mich erzeugen.

Ab und zu begegnete ich dem Bildhauer auf der Straße. Wir begrüßten uns immer kühler, dann, eines Tages bemerkte ich, daß er absichtlich wegsah, um den Gruß zu sparen. Welchen Grund hatte er, mir zu zürnen? Den gewichtigsten: er fing an, zu erkennen, daß ich recht hatte. Das verdroß ihn. So sind wir Menschen! Er mußte in eine andere Gegend der Großstadt gezogen sein. Ich sah ihn nicht mehr, er war für mich verschollen und er ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. — Auch von seiner Kunsttätigkeit habe ich keine Kunde, ich weiß nicht, was er treibt und ob er sich mit der Wirklichkeit, mit der eisernen, unerbittlichen Notwendigkeit, die uns alle bändigt und unterjocht, ausgesöhnt hat, oder ob er noch seinen Illusionen lebt?

Vor einiger Zeit besuchte ich das Magazin eines Installateurs für elektrische Beleuchtung. Ich hatte für einen Verwandten, der sich eine neue Wohnung einrichtete, Lustres, Lampen und Wandarme auszuwählen. Während dieser Auswahl bemerkte ich plötzlich in der Ecke des Magazins eine bronzierte Figur, lebensgroß, einen schönen Jüngling darstellend, etwas vorgebeugt ausschreitend, ein edler, schöner, künstlerisch durchgebildeter Körper . . ah, ein alter Bekannter, und so wenig ich ihn hier zu finden hoffte, erkannte ich ihn auf der Stelle wieder! Nur das Schwert hatten sie ihm aus der erhobenen Faust genommen und dafür gaben sie ihm die Glasbirne eines Glühlichtes in der Stärke von zweiunddreißig Kerzen zu halten. —

Armer Spartacus!!

Amerika und die Kunst Europas.

(Neue Züricher Zeitung, 13. Juli.

Die bekannte Sammlung des Sir George Drummond of Montreal (Canada), die nur erstklassige Werke enthält (Velasquez, van Dyck, Hals, Turner, Reynolds, Corot usw.), ist bei Christie in London zur Versteigerung gelangt. „Daß diese amerikanische Sammlung in London versteigert wird, spricht für die gute Qualität der Bilder, die in Europa auf Versteigerungen höhere Preise bringen, da die amerikanische Sammler in den letzten zwei Jahren sozusagen nichts erworben haben. Dies zeigen auch die amerikanischen Importziffern für Kunstgegenstände, die in den letzten acht Monaten 1918 unter 3,000,000 Dollar gesunken sind, während sie in der gleichen Periode 1914 über 20,000,000 Dollar betrugen. Es sind in der letzten Zeit bei amerikanischen Händlern auch sehr viele Einkäufe für Skandinavien und Holland gemacht worden." — Diese Meldung zeigt deutlich, daß die Abwanderung europäischer Kunst nach Amerika, die bekanntlich noch vor kurzem in einem erschreckenden Umfang bestand, nicht nur nachgelassen hat, sondern daß sogar in Europa eingekaufte Kunstgüter von Amerika wieder abgestoßen werden. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, sich rückblickend die Entwicklung des amerikanischen Kunsthungers zu vergegenwärtigen.

In den 1860er Jahren setzte sie ein, die „amerikanische Gefahr". Im Dollarland trugen sie Verlangen nach den Kunstschätzen des alten Kontinentes und warfen ihre Millionentöder hinüber. Als erstes Land mußte England mit ansehen, wie seine besten Kunstwerke über den Ozean abwanderten. Nicht kampflos zwar ließ es dem Gegner die Beute. Eine Zeitlang zog der Amerikaner sogar den kürzern, damals nämlich, als die Opferwilligkeit des ganzen englischen Volkes Riesensummen bis zu zwei Millionen aufbrachte, um drei Meisterwerke von Holbein, Raffael und Velasquez dem Lande zu erhalten, denen der amerikanische Ankauf drohte. Aber schon 1911, als die berühmte „Mühle" Rembrandts auf den englischen Kunstmarkt geworfen wurde, triumphierte das Yankeetum. Mr. Widener aus Philadelphia stand mit fast zwei Millionen als Meistbietender auf dem Plan und gewann sich das herrliche Werk. 1914 war es wiederum Mr. Widener, der durch den Ankauf der sog. „Cowper-Madonna" Raffaels mit 2,800,000 Mark einen neuen Preisrekord für Arbeiten des Urbinaten aufstellte.

Mit diesem Kaufpreis hatte Widener den ersten und bedeutendsten Amerikaner, der Millionen und Millionen in den Kunsthandel warf, Pierpont Morgan, übertrumpft. Morgan hatte nämlich für seine „Madonna di S. Antonio" von Raffael nur zwei Millionen bezahlt! Aber trotzdem steht Morgan, der Ende März 1913 starb, unstreitig als markanteste Erscheinung unter den amerikanischen Sammlern da. Keiner war populärer als er, dessen Namen man auf den Kunstauktionen mit Ehrfurcht, in den Museen mit Schrecken nannte. Ueberall hatte er seine Vertrauensmänner und Agenten sitzen; fast 200 Millionen, heißt es, soll er für den Ankauf von Kunst verwendet haben. Seine frühen Italiener, dann die Meister der Renaissance, Flamen und Niederländer von Memling zu Rubens und van Dyck, von Hals und Rembrandt zu Pieter de Hooch und Vermeer von Delft wetteiferten mit den berühmten und besten Spaniern und Franzosen des 18. Jahrhunderts. Einzig stand Morgans Sammlung von Renaissancesculpturen da, wie auch seine berühmte Kollektion von Kleinbronzen. Nach Donath, auf dessen vorzüglicher Arbeit „Psychologie des Kunstsammelns" unsere Ausführungen fußen, beschränkte sich Morgans Sammeltätigkeit aber keineswegs auf Malerei und Plastik. Sein Museum umfaßte vielmehr reiche Schätze an seltenen Handschriften, Bücherraritäten, daneben systematisch geordnete kunstgewerbliche Kollektionen, wie Limusiner Emails, Majoliken, orientalische und venetianische Gläser, Goldschmiedearbeiten u. a. m. Als Morgan starb, hinterließ er die reichste Privatsammlung der Welt. Trotzdem das Testament erklärte, daß es seinem Wunsche entsprechen würde, wenn die Sammlung in ihrer Gesamtheit den Amerikanern zur Bildung und zum Vergnügen dauernd zugänglich bleiben könnte, war doch dem Erben volles Verfügungsrecht eingeräumt. Und Morgan-Sohn verkaufte den größten Teil der Schätze seines Vaters. H. C. Frick, der New Yorker Stahlmagnat, ist heute der glückliche Besitzer eines bedeutenden Teils aus Pierpont Morgans Nachlaß. Neben ihm sind es Milliardäre wie der 1915 verstorbene Widener, Kahn, Gardener, Havemeyer, Vanderbilt, B. Altman u. a., in denen sich die „amerikanische Gefahr" verkörpert. Die Deutsch-Amerikaner stellen dazu kein geringes Kontingent. Sie vor allem haben auch das Interesse auf die moderne deutsche Kunst zu lenken gewußt, welches Gebiet besonders von dem verstorbenen New Yorker Hugo Reisinger und Joseph Stransky gepflegt wurde.

Ob irgend eine Publikation existiert, die einen Gesamtüberblick über die in den verschiedenen Sammlungen Amerikas zerstreuten Kunstschätze europäischer Herkunft vermittelt, ist uns nicht bekannt. Als einer der besten Kenner der amerikanischen Kunstverhältnisse hat W. Bode verschiedentlich über seine Erfahrungen und Betrachtungen geschrieben. Danach sammelten die früheren „altmodischen" Yankees, die auf ihren Europareisen die Kunst studierten, besonders Arbeiten aus der Schule von Barbizon. Millet vor allem und Corot waren ihre Favoriten. Erst die genannten neuamerikanischen Sammler verlegte das Hauptinteresse auf die Niederländer. Hier nun besitzen wir wenigstens in bezug auf die größten ihrer Vertreter einige Angaben über den in Amerika befindlichen Teil ihrer Werke. So zog mit der von Widener angekauften „Mühle" 1911 der 88. Rembrandt in Amerika ein, dessen Rembrandtschatz aber inzwischen noch bedeutend zugenommen haben so